

Hildegard Kurt

Nachhaltig Wachsen

Essay on sustainable growth, commissioned by the International Futures Library (IFL) in Salzburg, Austria, for a scholarly book on futurologist Robert Jungk's work in the context of sustainability, to be published in spring 2012.

Mit Robert Jungk von „Zukünften“ anstatt von Zukunft zu sprechen, weckt die Aufmerksamkeit dafür, wie in jede Richtung offen die Zukunft ist – und wie kurz es oft greift, Kommendes von Bisherigem abzuleiten. Gerade in jüngster Zeit scheren sich ja die Entwicklungen in der globalisierten Welt wieder einmal recht wenig um die Vorgaben dessen, was man für möglich hält. Oder hat jemand Ereignisse wie die Revolutionen im arabischen Raum, das Desaster Fukushima und den Beschluss der deutschen Bundesregierung zum Ausstieg aus der Atomenergie vorausgesehen? Letzteres dürfte, dies am Rande, im Vorfeld von Robert Jungks 100. Geburtstag ein Geschenk ganz nach dessen Geschmack gewesen sein.

Selbst wenn Deutschland noch weit – Galaxien, wie es mitunter scheint – von einer wirklichen Energiewende entfernt ist, wagt doch hierzulande keine politische Partei mehr, sich gegen den Ausstieg aus der Atomenergie stark zu machen. Und immer deutlicher zeichnet sich ab, welche ungemein tief greifende Veränderungen die Abkehr von der Nuklearenergie, verbunden mit Peak Oil und dem Ausbau der Erneuerbaren in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erfordert und nach sich zieht. Die Auseinandersetzung damit – sie findet noch viel zu wenig statt – wird, ganz im Sinne von Robert Jungk, im vorliegenden Band aus verschiedenen Richtungen geführt.

Der Fokus dieses Beitrags richtet sich auf die Fragen: Inwiefern legen Entwicklungen wie die im arabischen Raum, aber auch in der Energiefrage es nahe, das Menschenbild, das, allzu selbstverständlich, weiten Teilen der Zukunftsforschung und der Nachhaltigkeitsforschung zugrunde liegt, neu in den Blick zu nehmen? Braucht es, um Zukunft zu erkennen und zu gestalten, auch und vor allem ein zukunftsfähiges Verständnis unserer selbst? Und: Könnte es sein, dass ein Schlüssel hierzu, vielleicht *der* Schlüssel, im Denken liegt? In jenem Vermögen also, das seit Descartes „cogito, ergo sum“ zum Motor der nun globalisierten wissenschaftlich-technischen Machtergreifung geworden ist?

Mithin beleuchten die nachfolgenden Erkundungen anthropologische und epistemologische Fragen zukunftsfähiger Entwicklung. Wobei sich – hoffentlich – zeigen wird, inwiefern ein nachhaltiges Wachsen in diesen grundlegenden Dimensionen gerade auch von der Kunst oder vielmehr von einem erweiterten Verständnis von Kunst her bereichert wird.

Energie neu denken

Den *anthropos* im Licht aktueller Entwicklungen neu in den Blick zu nehmen, ließe sich versuchsweise in die Formel „jeder Mensch ein Kraftwerk“ oder auch „jeder Mensch eine Leitungskraft“ fassen.

Interessanterweise ist Energie ja, wie etwa der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker immer wieder hervorhob, keine in der Natur vorkommende Größe, sondern eine abstrakte Idee des menschlichen Geistes. Zwar kennt die Physik sieben unterschiedliche Energiearten – Wärme, chemische Energie, Lageenergie, Bewegungsenergie, elektromagnetische Energie, Strahlung und Kernenergie. Was aber Energie wirklich *ist*, bleibt undeutlich. Ebenso wie bei der „Göttlichen Energie“, dem „biblischen Geist Gottes“, seien, so von Weizsäcker, bei der naturwissenschaftlichen Energie lediglich Wirkungen klar erkennbar.¹ Dem entsprechend bedeutet das Wort „Energie“, von lateinisch *energia*, nichts anderes als „Wirksamkeit“ oder „wirkende Kraft“.

Das korrespondiert mit einer zentralen Erkenntnis der Quantenphysik, wonach Wirklichkeit Ausdruck der Qualität von Energien ist, aus denen sie jeweils hervor geht. Der Physiker Hans Peter Dürr, einer der Initiatoren des *Potsdamer Manifests*, auf das wir später zurück kommen werden, erklärt das mit dem Bild vom unaufgeräumten Zimmer²: In der so genannten unbelebten Natur – auch sie trägt letztlich Lebendigkeit in sich, obgleich nur in „verrauschter“ Form – gibt es den Trend, wonach in Zukunft das Wahrscheinlichere wahrscheinlicher passiert. Daraus folgt, dass alles Besondere, Differenzierte zerstört wird, zu Unordnung verkommt. So wie ein Zimmer, das ohne geeigneten äußeren Eingriff immer unordentlicher, nie ordentlicher wird. Lebendige Erscheinungsformen hingegen sind aus Sicht der Quantenphysik Ergebnisse einer Metastabilität. Sie sind Instabilitäten, die durch fortdauernde Energiezufuhr in einer dynamischen Balance gehalten werden. Entscheidend dafür, wie sie beschaffen sind, ist die Qualität der zugeführten Energie. Mithin hängt Entwicklung im Bereich des Lebendigen unvermeidlich zusammen mit der Art und dem Grad der jeweils eingebrachten Intelligenz und Willenskraft. Zugespitzt heißt das: Wertminderung geschieht von alleine. Wertsteigerung nicht.

In Anbetracht dessen erhält, was Dürr ausdrücklich betont, der Einfluss jedes Einzelnen beträchtliches Gewicht. Denn im „allverbundenen Gemeinsamen“, als welches die Welt sich aus quantenphysikalischer Sicht darstellt, ist kein einziges Wesen je wirklich isoliert. Zum einen sind es durch die Sinne vermittelte materiell-energetische Wechselbeziehungen, die uns mit anderen Menschen und Lebewesen in der Geobiosphäre verbinden. Und zugleich sind wir über jene allen

¹ Vgl. Carl Friedrich von Weizsäcker: *Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*. Frankfurt/M.: Fischer, 1987.

² Vgl. Hans-Peter Dürr: *Ideen zur neuen Qualität der Arbeit*, Vortrag auf dem Kongress der „Initiative Neue Qualität der Arbeit“ am 16.6.2002 in Berlin; unveröffentlichtes Manuskript.

gemeinsame, immaterielle, potenzielle Verbundenheit, die der klassischen Physik verborgen geblieben war, aufeinander bezogen. So beeinflusst das Handeln jedes Einzelnen auf eine Weise, die sich weder bemessen noch eingrenzen lässt, die gesamtgesellschaftliche Verfasstheit und die sich ständig wandelnde Potenzialität der lebendigen Wirklichkeit. Dabei sollten wir die Einzigartigkeit des Einzelnen als keineswegs bedeutungslosen Bestandteil des kulturellen Evolutionsprozesses denken.

Betrachten wir nun vor diesem Hintergrund ein – ohnehin faszinierendes – Merkmal der Energiewirtschaft jenseits nuklearer, aber auch fossiler Energien: die Dezentralität. Technisch entstehen derzeit die Voraussetzungen dafür, dass tendenziell jede Kommune zum nicht mehr nur konsumierenden Akteur der Energiewirtschaft werden kann. Per Solar- und Windenergie oder Biomasse, mit verbesserten Speichertechniken und so genannten intelligenten Einspeisungssystemen kann in naher Zukunft gar jeder Haushalt zum Energieerzeuger werden. Energiegenossenschaften, die gegenwärtig wie Pilze aus dem Boden schießen, bieten betriebswirtschaftliche Rahmen hierfür. Angesichts dessen dürften die Monopole der Energiekonzerne, wie in der fossilen und nuklearen Ära entstanden, tatsächlich bald der Vergangenheit angehören, auch wenn dem massive Beharrungskräfte und Machtinteressen entgegen wirken.

Und so wie sich die Götterdämmerung der Energiemonopolisten abzeichnet, steht auf der politischen Bühne in zunehmendem Maße, auch und gerade dort, wo niemand es vermutet hätte, die Macht diktatorischer Regime in Frage. Unaufhaltsam schwindet vielerorts das Vertrauen in überkommene Autoritäten, auch die Angst vor ihnen. Immer mehr Menschen setzen sich in Bewegung und werden initiativ.

Es konnte einem besonders zu Beginn des Arabischen Frühlings den Atem rauben, wenn in den Medien Aufständische zu Wort kamen. Denn man spürte, wie diese oft – aber nicht nur – jungen Frauen und Männer ihre gesamte Existenz, ihr Leben einbrachten für ein Ende von Unrecht und Unterdrückung, für Freiheit, Selbstbestimmung und Demokratie. Mit ungeheuerlichem Mut brachen diese Menschen in ein völlig offenes, ungeschütztes Terrain auf – im eigenen Auftrag und eigener Verantwortung, ohne Führer, ohne Kader, ohne religiöse Dogmen, ohne Parteibuch. Während noch bis unlängst gesellschaftliche Auf- und Umbrüche in der Regel von einer relativ klar gefassten Programmatik – die leicht ins Ideologische abrutschte – ausgingen, braucht es jetzt offenbar weniger Manifeste oder Parteien als vielmehr Formen und Foren wirklicher Partizipation. Nicht dass damit die Gefahr von Ideologisierung von vorn herein gebannt wäre. Doch zeigt sich nun so etwas wie eine neue soziale Energie, die sich aus einer neuen Individualität – jenseits von Individualismus – speist.

Ähnliches gilt für neue Formen der Selbstermächtigung und Selbstorganisation im immer dichterem Netz von Initiativen für eine „Postkollaps-gesellschaft“ (Johannes Heimrath), das sich inzwischen um den gesamten Globus spannt. Mehr als wohl je zuvor werden diese zivilgesellschaftlichen Aktivitäten von selbstverantworteten Handlungsimpulsen vieler, sehr

vieler Individuen initiiert, getragen – und mit gestaltet. Ja, es gibt die lähmende Ohnmacht angesichts der Übermacht globalisierter Ausbeutungssysteme. Es gibt viel, teils bodenlose Angst und Verlorenheit angesichts fehlender Orientierungen. Zugleich aber beginnen immer mehr Menschen, eine Wandlungsenergie zu spüren, deren primärer Träger sie selbst sind. Weniger denn je sind Vorgaben von außen Antrieb und Kompass für ein Engagement in der Welt. An deren Stelle tritt ein wachsendes Bewusstsein für die Werte, die Potenziale und, damit verbunden, die Verantwortung, die man in sich trägt. Bei allem Leiden an der abgründigen Komplexität der heutigen Welt wächst offenbar auch die Fähigkeit, das eigene Leben in einem tieferen Sinn in die Hand zu nehmen – sich selbst auf neue Weise zu begreifen und von da aus Neues hervor zu bringen. Das führt zu der Erfahrung: Auch in mir gibt es eine *energia*, eine „wirkende Kraft“. Auch was in mir steckt, wird an irgendeiner Stelle für den notwendigen Wandel gebraucht, ob im Großen oder im Kleinen.

Ermächtigung, der deutsche Begriff für das englische *empowerment*, hat wegen der nationalsozialistischen Ermächtigungsgesetze einen schalen Beigeschmack. Doch sind Selbstermächtigung im hier skizzierten Sinne und das Interesse, einander dabei zu unterstützen etwas, das unsere Gegenwart uns nun unmittelbar abverlangt. Damit treten die Umriss eines neuen Verhältnisses von Individualität und sozialem Wandel in Erscheinung – weitaus mehr und weitaus deutlicher als zu Zeiten der sozialen Bewegungen, an denen Robert Jungk so großen Anteil nahm. Es scheint heute nötiger, aber auch möglicher denn je, die „Richtkräfte“ (Joseph Beuys) für das eigene Handeln in sich selbst zu suchen, sie in sich, aber nicht für sich, sondern für einen Wandel in der Welt heraus zu bilden. Offenbar ist eine Zeit angebrochen, in der das immense Leiden, die desolaten Zustände in der Welt jede und jeden Einzelnen befähigen, aber auch berufen, Wandlungsenergie zu generieren oder, in anderen Worten, *Leitungskraft* zu werden.

Leiten ist hier in dem Sinn gemeint, wie der Ökonom Otto Scharmer es dem „Presencing“, seiner am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston entwickelten Methode für sozialen Wandel zugrunde legt³: Das indogermanische *leith* bedeutet „nach vorne gehen“, „über die Schwelle gehen“, aber auch „sterben“. Mithin beinhaltet „leiten“ die Fähigkeit, etwas Altes, nicht mehr Tragfähiges loszulassen, das daraus entstehende Nichts auszuhalten, um von da aus Neues zuzulassen. Solches Leiten meint daher nicht mehr allein anderen voraus zu gehen und sie anzuleiten. Sondern es bedeutet auch und vielleicht primär die Bereitschaft, Energien zu leiten: empfänglich, offen zu werden für das, was aus der Zukunft kommt.

Aus dieser Perspektive macht der Begriff „zukunftsfähig“ für das englische *sustainable* viel Sinn. Deutet doch „zukunftsfähig“ auf eine spezifische Fähigkeit des Menschen, die zu schulen und

³ Vgl. Otto Scharmer: Theorie U. Von der Zukunft her führen. Heidelberg: Carl-Auer, 2009.

auszuüben heute so wichtig geworden ist: Anders als alle übrigen Lebewesen sind wir in der Lage, aus der Zukunft heraus zu gestalten. Denn wir können Phänomene nicht nur auf der Grundlage bisheriger Erfahrungen und von bislang Gewesenem wahrnehmen, sondern auch in ihren Potenzialen – in dem, was sie noch nicht sind. Wir können auf die Zukunft hin denken und, bedeutsamer noch, von der Zukunft her. Und in der Art, wie wir das, was noch nicht Wirklichkeit ist, wahrnehmen, für wahr nehmen, oder auch nicht, formen wir es mit. Zukunftsfähig sein heißt daher, Orientierung nicht allein aus dem zu beziehen, was faktisch vorliegt, sondern empfänglich zu sein für die Werdekräfte der Welt, die solche Bewusstheit brauchen.

Robert Jungk hat es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, diese Fähigkeit, die Zukunftsfähigkeit, vollumfänglich zu erschließen. Unermüdlich regte er dazu an, sie zu sehen, sie anzuerkennen und sie zu kultivieren.

Mit der weltweit wachsenden Zahl von Menschen, die sich als Energieträger und Leitungskräfte im oben skizzierten Sinne verstehen, nimmt jenes „Schöpfersein“ Gestalt an, das Robert Jungk etwa in seiner „Streitschrift“ *Projekt Ermutigung* der Resignation entgegenhält. Auch bildet die Fähigkeit, aus der eigenen offenen Mitte, aus jener Quelle heraus, die einst der Maler Wassily Kandinsky „innere Notwendigkeit“ nannte, verändernd zu handeln, die Grundlage der Methode „Zukunftswerkstatt“. Diese intrinsische Antriebskraft ist ihrem Wesen nach zutiefst kreativ, künstlerisch, bleibt aber faszinierender Weise überhaupt nicht mehr auf Künstlerinnen und Künstler als „ausgezeichnete Individuen“ (Wolfgang Max Faust) beschränkt. Sie wird nun auf den verschiedensten Arbeitsfeldern entdeckt, ergriffen, praktiziert.

Den anthropos neu in den Blick nehmen

So deutlich derzeit das Phänomen einer neuen schöpferischen Individualität jenseits von Individualismus als Quellort verändernden Handelns in Erscheinung tritt, so wenig erst wird es in der Zukunfts- oder auch der Nachhaltigkeitsforschung beleuchtet und erschlossen. Hier, wie überhaupt in den Sozialwissenschaften, operiert man überwiegend einseitig mit einem Verständnis vom Menschen als „Mangel- und Bedürfniswesen“ (Arnold Gehlen) und neigt dazu, diesen Teilaspekt der *conditio humana* zu verabsolutieren. Damit aber schreibt man wie selbstverständlich das Menschenbild der Industriemoderne fort, die, so anthropozentrisch sie war und ist, doch den Menschen von sich weg führt. Denn ihre Aufmerksamkeit galt und gilt dem technisch Machbaren, dem Objekthaften und Objektivierbaren, dem Greifbaren, Messbaren, Zählbaren, Nutzbaren, Kaufbaren, Verkaufbaren. Umfassendes Menschsein aber passt nicht in solche Raster.

Zwar wird in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation die gesamte außermenschliche Natur auf die vermeintlichen Bedürfnisse des Menschen zugerichtet, und der *anthropos* nimmt die zentrale Stelle ein, die einst Gott vorbehalten war. Aber was nützt dieses gigantische Projekt, wenn es das Entscheidende zuschüttet – den Zugang zu jener Mitte im Menschen, worin alles

Lebendige und Schöpferische zum Bewusstsein seiner selbst zu gelangen sucht. Man kann das mit Carl Friedrich von Weizsäcker den „Schlüssel zum Wesen des Menschen“, mit Erich Fromm die „geistige Natur“ des Menschen nennen oder auch einfach das Herz, die Seele. Der Anthropozentrismus ist ein schwacher, aber gleichwohl tödlicher Ersatz dafür, dass der Mensch mit dieser verschütteten Mitte sich selbst vergessen hat. Daher ist, wie machtvoll auch immer sich die technisch hoch entwickelte Zivilisation gebärdet, das Menschenbild, mit dem sie operiert, kümmerlich und arm. Und so bleibt sie permanent hinter den proklamierten Freiheiten und Menschenrechten zurück.

Auch im Kontext der Nachhaltigkeit setzt man – kaum anders als in der Industriemoderne – primär auf technische Lösungen und Innovationen, gepaart mit ordnungspolitischen Maßnahmen. Wohlgermerkt sind solche Strategien absolut unverzichtbar. Doch wird im nun begonnenen Jahrhundert etwas Entscheidendes hinzu kommen müssen, nämlich eine Neuentdeckung des *anthropos* – in seiner Dimension als *Werdender*: mit der Fähigkeit, Bewusstheit zu entfalten, innerlich zu wachsen, das Denken, das Fühlen, das Wollen zu kultivieren, sich so zu verwandeln. Denn wer anders als der *anthropos* soll denn den Anthropozentrismus überwinden? Und wie soll, wie kann es einen Wandel hin zu Zukunftsfähigkeit geben, wenn der Akteur dessen, der Mensch, sich nicht selbst in Entwicklung bringt?

Tatsächlich dürfte wohl nie zuvor das Geschick der Menschheit so daran geknüpft gewesen sein, dass wir es zum gesellschaftlichen Projekt machen, unsere *humana*, d. h. unsere menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten weiterzuentwickeln.⁴ Dazu braucht es ein starkes, emphatisches Verständnis vom Menschen. Was natürlich keineswegs heißt, die Defizite, allen voran die Korruptierbarkeit des *anthropos* zu ignorieren. Emphatisch bedeutet vielmehr, im Spannungsfeld etwa mit Positionen neopositivistischer Hirnforschung von der geistigen und seelischen *Entwicklungsfähigkeit* der eigenen Gattung auszugehen.

Wie die Quantenphysik gezeigt hat, beeinflusst die Wissenschaft ihren jeweiligen Gegenstand in der Art, wie sie sich ihm nähert. Wenn sie den *anthropos* nur im Modus der kritischen Analyse und mit ja immer begründbarem Misstrauen betrachtet, zeigt sich ihr allenfalls, was bis jetzt gewesen ist. Doch eignet sich ein solches Herangehen kaum, um zu erkennen, was als Potenzial vorhanden sein könnte. Damit dies sich äußern und entfalten kann, braucht es als methodische Prämisse einen nicht mehr kalten, sondern einen zutrauenden Blick. Ein solcher aber will geübt sein. Denn während Missstände oft unmittelbar ins Auge fallen, sind Wandlungskräfte und Gestaltungschancen zunächst meist so verborgen, dass es geschulter und geduldiger Aufmerksamkeit bedarf, sie zu entdecken.

⁴ Vgl. Hildegard Kurt: *Wachsen! Über das Geistige in der Nachhaltigkeit*, Stuttgart: Mayer, 2010, besonders das letzte Kapitel, „Vom Klimawandel“.

In dem Maße, wie anthropologisches Entwicklungspotenzial wahrgenommen wird oder nicht, steigen oder sinken seine Chancen, Wirklichkeit zu werden. Und wo es sich verwirklicht, geht, was dann geschieht, nahezu immer über den Horizont dessen hinaus, was man bis dahin gedacht, für möglich gehalten hat. Denn es entsteht ja Neues.

Welche anthropologischen Methoden und Erkenntnisse könnten die so dringend benötigte geistige und seelische Werdekraft unterstützen? Das zu erforschen ist heute, wenn auch – noch – oft ignoriert, weitaus deutlicher als zu Lebzeiten Robert Jungks eine zentrale Aufgabe gesellschaftlich engagierter Wissenschaft.

Hier wegweisend dürfte die Arbeit am Social Sculpture Research Unit (SSRU) der Oxford Brookes University sein. Ende der 90er-Jahre gegründet und seitdem von der Künstlerin und Professorin Shelley Sacks geleitet, ist die SSRU die weltweit erste Forschungseinrichtung die sich der Sozialen Plastik umfassend widmet. Der Begriff „Soziale Plastik“ geht auf Joseph Beuys zurück und steht für die von Beuys so benannte „anthropologische Erweiterung der Kunst“, wonach jeder Mensch das Potenzial zum Künstlersein in sich trägt. In einer ersten Annäherung bedeutet dies: In jeder und jedem von uns gibt es eine Dimension, in der wir frei sind – frei, bewusster zu werden, frei, uns in Entwicklung zu bringen und frei, um kreativ an der Gestaltung neuer, wünschenswerter Formen des Denkens, Lebens und Arbeitens in der Welt mitzuwirken. Die primäre Werkstatt, in der wir alle Künstlerinnen und Künstler sind oder es werden können, ist also in uns. Wir tragen sie von Geburt in und mit uns herum.

Wie unmittelbar erkennbar, entspricht dieses erweiterte Verständnis von Kunst der „Schöpferkraft“, an die Robert Jungk nicht müde wurde zu appellieren. Und es beinhaltet die Perspektive eines starken, aber nicht mehr anthropozentrischen Menschenbildes als Grundlage transdisziplinärer, auf verändernde Praxis hin orientieren Forschens und Gestaltens. Als Teil eines geistigen Stroms, den Impulse quer durch Kulturen und Epochen speisen, zielt die Idee der Sozialen Plastik darauf, den gesellschaftlichen Organismus – von der Wirtschaft und dem Sozialen über die Wissenschaft bis hin zum Rechtswesen – evolutiv aus den gegenwärtigen Deformationen heraus in zukunftsfähige Formen zu überführen. „Das Schönste vom Schönen“, so Beuys, „muss doch erst noch erreicht werden: der soziale Organismus als Lebewesen in seiner Freiheitsgestalt und als die große Errungenschaft einer Kultur jenseits der Moderne.“⁵

Die Denkkraft neu ergreifen

Spannend, aber auch nicht wirklich überraschend: Für eine solche „Kultur jenseits der Moderne“ ist das *Denken* zentral. Auf dem Feld der Sozialen Plastik zu arbeiten, bedeutet zu allererst,

5 Joseph Beuys, in: Volker Harlan: Was ist Kunst? Werkstattgespräch mit Beuys. Stuttgart, Urachhaus, 4. Aufl. 1992, S. 86.

Bewusstheit für diejenige Fähigkeit zu entwickeln, die uns am meisten von allen übrigen Lebewesen unterscheidet.

Lange Zeit hinweg blieb ja weitgehend unbemerkt, wie sehr man seit der Aufklärung das Denken und die Ratio, mithin den bloßen Verstand, in eins setzt. Namentlich die Wissenschaft als oberste Instanz der Moderne hat bei der Suche nach Wahrheit und Erkenntnis alles, was über die Ratio hinausgeht, für irrelevant erklärt und so ins Exil verwiesen. Wo aber strikt getrennt wird zwischen der Ratio als einzig adäquatem Medium für Erkenntnis hier und den übrigen Wesensanteilen des Menschen dort, und wo man überdies Denken mit Rationalität gleichsetzt, entsteht die Finsternis der Moderne. Es erlischt das freie, offene, intuitive Denken, dessen Strahlkraft unverzichtbar ist, um die Intelligenz diesseits und jenseits bloßer Ratio zu schulen und zu kultivieren.

Inzwischen jedoch zeigt sich: Die Alternative zum auf Nutzen und Zweck zielenden und sich dabei überwiegend an Bestehendem orientierenden Verstandesdenken liegt keineswegs im Nichtdenken, sondern in einem anderen Denken. In einem Denken, das nicht mehr nur analysiert, sondern vor allem auch spürt. Das aufhorcht, aufmerkt, aufnimmt. Das jenseits manipulativer Bio-Hightech und „aggressiver Biopolitik“⁶ empfänglich für die Sprachen des Lebendigen und damit für Kommendes wird. Das nicht mehr primär Faktisches spiegelt, sondern sich im Schillerschen Sinne „spielend“⁷, bildend, plastisch mit wünschenswerten Zukünften verbindet. Das nicht mehr primär reagiert, sondern proagiert. Was, wenn wir begännen, auf allen Arbeitsfeldern solchem Denken Raum zu schaffen?

Wohlgermerkt stünde dies keineswegs im Widerspruch zum praktischen Handeln in der Welt. Ganz im Gegenteil. Die Denkkraft dergestalt neu zu ergreifen, führt zu einem letztendlich umso radikaleren Engagement, weil es an den „unsichtbaren, aber realen“ Wurzeln des Handelns ansetzt. Hierzu Shelley Sacks: „Man frage sich nur einmal: Wo kommt eine Tat her? Sie kann aus einer automatischen, gewohnheitsmäßigen Reaktion hervorgehen, oder sie kann ein bewusstes Handeln sein. Bei Letzterem gibt es irgendwo eine Motivation, eine Bewegung. Und diese Bewegung beginnt im Denken. Also sind das Denken und die Tat ein Kontinuum. Denken ist ein Handeln, nur das Material ist unsichtbar. Und Handlungen sind manifeste Gedanken. Deshalb ist es, um anders zu leben, so wichtig, sich dieser primären Werkstatt in und zwischen uns bewusst zu werden und zu lernen, mit wohl unsichtbaren, aber sehr realen Materialien und Werkzeugen zu arbeiten. Beuys hat immer betont, dass Soziale Plastik von den unsichtbaren Materialien des Denkens, des Sprechens, des Austauschs mit sich und anderen handelt. Die 'Organisation für Direkte Demokratie' und die *Honigpumpe* mit dem Prozess der 'permanenten Konferenz' sind Beispiele hierfür. Wenn aber dieses Arbeiten mit unsichtbaren Materialien sich nicht auch mit

⁶ Robert Jungk: Projekt Ermutigung, a. a. O., S. 30.

⁷ Vgl. Hildegard Kurt: a. a. O., S. 81-84.

einem anderen, nicht mehr bloß materialistischen Verständnis vom Menschen und von der Welt befasst, erschöpft es sich in Diskussionen und Debattierclubs in Museen oder anderswo. Diskussionen führen ja keineswegs automatisch zu einem Umdenken und zu zukunftsfähigem Gestalten! Worauf es ankommt, ist zu verstehen, wie das Denken sich zu Form oder zum Handeln verhält, wie es Teil eines plastischen Transformationsprozesses ist, und wie die inneren Formen – Haltungen, Werte, Denkgewohnheiten etc. – die äußere Welt prägen.“⁸

In jener „primäre(n) Werkstatt in und zwischen uns“ die Denkkraft neu zu ergreifen, stellt, genau besehen, auch eine radikale Form des Widerstands dar: gegen die kollektive „Konsens-Trance“ (Charles T. Tart) in der Medien- und Konsumgesellschaft; gegen unhinterfragte Denk- und Handlungsmuster auch und gerade in der Wissenschaft – und schließlich, nicht zuletzt, gegen die im Nachhaltigkeitsdiskurs so verbreitete Bewusstlosigkeit in Bezug auf die tieferen, erkenntnistheoretischen Wurzeln eines nachhaltigen Wachstums, eines zukunftsfähigen Seins und Handelns in der Welt. Genauso wichtig wie Widerstand in politischen Kategorien zu verankern und auf die Straße zu tragen, ist heute der radikale, also an der Wurzel – lateinisch *radix* – ansetzende Widerstand in Form eines sich aus eigener Kraft selbst verwandelnden, verlebendigenden Denkens.

Dies, das Arbeiten am Denken, ist auch eine oder gar *die* zentrale Erkenntnis des weiter oben bereits erwähnten *Potsdamer Manifest*⁹, mit dem im Einstein-Jahr 2005 namhafte Wissenschaftler und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, darunter etliche Träger des alternativen Nobelpreises, angesichts sich zuspitzender globaler Krisen das Wort ergriffen. Der Aufruf knüpft an die Mahnung des *Russell-Einstein-Manifests* von 1955 an, künftig Kriege als Mittel der Politik rigoros zu verbannen. Doch geht er noch einen Schritt weiter. Um der Zukunft alles Lebendigen willen müsse, so der Appell, das machtförmige Verfügungswissen, wie es die harten Methoden der exakten Wissenschaft produzieren, nun dringendst ausgeglichen werden durch nicht lineare, ganzheitliche und intuitive Wissensformen. Demgemäß steht dem *Potsdamer Manifest* als Motto voran: „Wir müssen lernen, anders zu denken.“ Auf welchen Wegen aber kann ein solches Lernen stattfinden? Wo gibt es Orte, Schulen, Akademien, Universitäten hierfür?

Derartige Einrichtungen fehlen eklatant. Nach wie vor, oder gar angesichts internationalen Konkurrenzdrucks verstärkt, zielt das Bildungssystem von der Grundschule bis in die Universitäten darauf, Funktionsträger und Leistungsträger hervorzubringen. Fast nur die rationalen, die unmittelbar bewertbaren und nutzbaren Potenziale werden ernsthaft gefördert.

⁸ Shelley Sacks: Soziale Plastik heute. In: Oya 09, Juli/August 2011, S. 54.

⁹ Vgl. Hans-Peter Dürr; Daniel J. Dahm; Rudolf zur Lippe: Potsdamer Manifest 2005, München: oekom, 2005.

Alle anderen Vermögen gelten letztendlich als vernachlässigbar, sodass man ihre Entfaltung mehr oder weniger dem Zufall überlässt. Und als seien Lernende leere Eimer, füllt man sie mit Inhalten, Inputs, Informationen ab. Wo gibt es Bildungseinrichtungen, die sich quer zu einzelnen Disziplinen gemeinsam mit Lernenden neben dem *Was* ernsthaft dem *Wie* des Wissenserwerbs widmen: Wie erkenne ich? Wie nehme ich wahr? Auf welche Weise, in welchen Mustern denke ich?

Ähnliches gilt für das informelle Lernen in der medialen Öffentlichkeit. Hier hat der Schlagabtausch von Meinungen, Positionen und Urteilen in Talkshows oder Debattierunden ein geradezu inflationäres Ausmaß angenommen. Wo aber gibt es Foren für ein tieferes, nicht machtförmiges Suchen und Fragen, ein sorgfältiges Betrachten und Erkunden jenseits von Meinungen und Urteilen? Orte also für ein authentisches Miteinander und ein gemeinsames Aktivieren, Vertiefen des Denkens, um von da aus neue, Zukunft schaffende Impulse auf alle Arbeitsfelder zu tragen?

Solche Foren zu schaffen wäre vielerorts ohne weiteres machbar, noch dazu ohne finanziellen Aufwand. Doch wird, obwohl hier immense Ressourcen für wirklich Neues lagern, die Bedeutung weicherer, offenerer Formen des gemeinsamen Denkens und des verbalen Austauschs kaum auch nur ansatzweise erkannt.

Neben den „Dialoggruppen“, die der Physiker David Bohm, ein Wegbegleiter Robert Jungks, ins Leben rief¹⁰, ist die Methode „Zukunftswerkstatt“ ein pionierhafter Schritt in diese Richtung. Insbesondere vielleicht die „Fantasiephasen“ in der Zukunftswerkstatt schaffen einen Rahmen für lebendiges, transformatives Denken.

Das Imaginieren ist ja keineswegs hohle Fantasterei. Wo es sich entfalten kann, wird es tatsächlich zu einer tieferen Form des Denkens, da die Imagination nicht mehr nur spiegelt, was via Sinnesreize oder Konventionen als gegeben an einen herantritt. Imaginatives Denken betrachtet und befragt die Phänomene aus dem Möglichkeitsraum heraus. Indem ich meine Vorstellungskraft betätige, beginne ich, in der „inneren Werkstatt“ Bilder und Ideen davon zu entwickeln, wie die Welt sich verwandeln könnte. Daher dürfte die Vorstellungskraft als sich aktivierendes, sich in Bewegung setzendes Denken im Blick auf das Herbeiführen menschenwürdiger Formen des Lebens und Arbeitens eine „Wirkkraft“ – *energia* – par excellence sein.

Am bereits erwähnten Social Sculpture Research Unit der Oxford Brookes University steht der so elementare Zusammenhang von Imagination und Transformation im Zentrum der

¹⁰ Vgl. David Bohm: Der Dialog. Das offene Gespräch am Ende der Diskussion. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002.

Forschung.¹¹ Insgesamt aber wird die Imagination – John Lennons *Imagine* – nach wie vor noch viel, viel zu wenig für den großen Wandel erschlossen und eingesetzt.

Verlebendigtes Denken als Quelle sozialen Wandels

Interessant in diesem Zusammenhang ist ein Beispiel imaginativen Denkens aus einem Bereich, wo man dergleichen vielleicht zunächst kaum erwartet: aus der Industrie. Mit „Cradle to Cradle“ haben der Chemiker Michael Braungart und der Architekt William McDonough ein Prinzip für industrielles Design entwickelt, das nicht von Denkmustern der Vergangenheit ausgeht. Als Strategie, um *Die nächste industrielle Revolution*¹², so der Titel ihres zuletzt erschienenen Buches, voranzubringen, empfehlen Braungart und McDonough: Bei allen Gestaltungsaufgaben stelle man sich zunächst möglichst detailliert, möglichst plastisch vor, wie eine blühende, gedeihende, gesunde Welt in der Zukunft aussieht. Und von da, mithin von der Zukunft aus überlege und entscheide man dann, was wie getan werden muss, um das Vorgestellte in Wirklichkeit zu verwandeln. So wird der einst für das Industriedesign geprägte Grundsatz „form follows function“ hier zu „form follows evolution“. Und das bisherige Produktionsprinzip, das viel Energie verbraucht und Müll produziert, also „von der Wiege zur Bahre“ operiert, kann, so die beiden Vordenker, durch das Designprinzip Cradle-to-Cradle – „von der Wiege zur Wiege“ – abgelöst werden.

Mit Firmen wie Ford, Nike oder Unilever erproben Braungart und McDonough die Realisierbarkeit ihrer Ideen. Zu den in Aussicht gestellten Neuerungen zählen Kleidung, die nach Gebrauch auf den Kompost kommt und Nahrung für Pflanzen und Tiere wird, Fabriken, deren „Abwässer“ Trinkwasser-Qualität haben oder Geräte, die an den Händler zurückgegeben werden können, um ein neuer Fernseher, Computer oder Stuhl zu werden. Die niederländische Provinz Limburg hat sich unlängst offiziell zur ersten „Cradle to Cradle-Region“ erklärt.

Als weiteres Beispiel einer Methode, die – auf dem Feld der Unternehmens- und Organisationsentwicklung – sozialen Wandel in verlebendigtem Denken verankert, sei das „Presencing“ genannt. Ziel dieser Methode, entwickelt von dem hier bereits erwähnten Claus Otto Scharmer, Professor für Ökonomie und Managementexperte am Massachusetts Institute of

¹¹ Vgl. www.social-sculpture.org. Aufschlussreich für das Verhältnis von Imagination und gesellschaftlicher Transformation ist auch das Soziale Plastik-Projekt ‚Exchange Values‘ mit Bananenbauern aus der Karibik, vgl. Shelley Sacks: *Exchange Values. Images of Invisible Lives*. Wangen: FIU, 2007.

¹² Michael Braungart; William McDonough: *Die nächste industrielle Revolution. Die Cradle to Cradle-Community*, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2008.

Technology (MIT) in Boston, ist nichts Geringeres als ein „Paradigmenwechsel“ im Denken und Handeln von Führungskräften aus allen gesellschaftlichen Bereichen.

Für Scharmer zeichnete sich seit Anfang der neunziger Jahre ab, dass, bildlich gesprochen, weltweit der alte soziale Körper im Sterben liegt. Die alten Formen kollektiven Verhaltens tragen nicht mehr, immer weniger lassen sich soziale Prozesse mit den Methoden von gestern gestalten. Auch seien, so Scharmer, die großen Menschheitsprobleme – Armut, Krieg, Ungerechtigkeit, ökologische Krisen – derartig komplex und miteinander verflochten, dass Erfahrungen aus der Vergangenheit allein schlicht nicht mehr genügen. Hier setzt der besagte Paradigmenwechsel an: Führungskräfte sollen und können lernen, ihre Einsichten und Entscheidungen nicht mehr primär aus dem Horizont des Vergangenen zu gewinnen, sondern aus der Zukunft.

„Presencing“ – eine Wortschöpfung Scharmers – bringt das englische „presence“, „Gegenwart“ und „sensing“, „fühlen“ oder „erspüren“ zusammen. Charakteristisch für diese soziale Technologie des Wandels ist mithin: Hier werden Lösungswege durch ein Erkennen und „In-die-Gegenwart-bringen“ zukünftiger Möglichkeiten erschlossen. Grundlage dessen ist die „Theorie U“, entstanden aus einer langjährigen Forschung darüber, wie sozialer Wandel zustande kommt, wie Inspirationen entstehen und wie es gelingt, eingefahrene Muster des Denkens und Wahrnehmens zu verlassen.¹³

Um die im Entstehen begriffene Zukunft zu erspüren, muss sich, erklärt Scharmer, das Wahrnehmen weit über das übliche Maß hinaus öffnen und verfeinern. Erforderlich seien ein „offener Verstand“, ein „offenes Herz“ und ein „offener Wille“. Der Königsweg hinein in diesen offenen Raum eines anderen, von der Zukunft her orientierenden Denkens ist das *Hören*. So werden beim „Presencing“ vier Ebenen des Hörens unterschieden. Zwei davon gehören eher der Vergangenheit an, zwei der Zukunft. Skizzieren lassen sich diese vier Ebenen wie folgt:

Die niederste Ebene des Hörens oder Zuhörens ist das *Downloaden*, bei dem ich mich ganz von meinen Denkgewohnheiten und vorgefassten Urteilen leiten lasse. Ich bewerte das Gehörte nur danach, ob es schon Gewusstem entspricht oder nicht. Ein solches Zuhören verharret in alten Mustern. Es ist weit verbreitet und beherrscht insbesondere die Denk- und Handlungsweisen von Institutionen.

Die zweite Ebene des Hörens ist das *gegenständlich-unterscheidende Zuhören*. Während auf der untersten Ebene sozusagen meine Vorurteile „Organ des Wahrnehmens“ sind, geschieht das Zuhören hier mit den Sinnesorganen. Und ich achte dabei nicht auf das, was meine Vorstellungen bestätigt, sondern auf das, was davon abweicht. Ich frage nach und widme mich aufmerksam den Antworten oder den daraus gewonnenen Befunden und stelle mich von da aus

¹³ Vgl. www.presencing.com

dem anderen diskursiv gegenüber. Das ist, so Scharmer, der Grundmodus guter Wissenschaft. Die gängige Gesprächsform ist die der Debatte.

Als dritte Ebene des Wahrnehmens identifiziert Scharmer das *empathische Zuhören*. Im Unterschied zu den ersten beiden Ebenen findet hier das Zuhören nicht mehr im eigenen mentalen Horizont statt. Sondern es verschiebt sich über die Grenzen des Eigenen hinaus zum anderen, zu dem Ort, von dem aus der oder die andere spricht. Organ des Wahrnehmens ist hier die „Intelligenz des Herzens“. Geleitet wird dieses Zuhören von der Bereitschaft oder dem Wunsch, das Gegenüber unmittelbar mental zu berühren, sich mit ihm „von Herz zu Herz“ zu verbinden. Beim empathischen Zuhören wird es möglich, im Vorhinein zu erspüren, was das Gegenüber äußern will und ihm verstehend entgegen zu kommen. Das ist eine Fähigkeit, die, so betont Scharmer, wie jede andere menschliche Fähigkeit kultiviert und entwickelt werden kann.

Die vierte Ebene des Wahrnehmens schließlich wäre das *schöpferische Zuhören*. Bei dieser Art des Zuhörens lausche ich dem, was mir entgegengebracht wird, aus dem noch nicht Gegenwart gewordenen Feld der Zukunft. Hier ist der Wille Organ des Wahrnehmens. Denn nur wenn ich versuche, meinen Willen maximal zu öffnen, kann ich mich dem Zukünftigen zur Verfügung stellen. Indem ich mich darauf konzentriere, das eigene Ego an den Rand zu nehmen, entsteht in der Mitte – meiner selbst oder eines Gesprächs – Raum für Stille und für eine andere Qualität von Gegenwärtigkeit. Aus dieser Mitte heraus kann dann etwas Neues und Zukünftiges in die Welt kommen. Das nennt Scharmer die Gesprächsform des „generativen Werdens“.

Der mit dem „Presencing“ angestrebte „Paradigmenwechsel“ wird umso eher möglich, je mehr die Akteure in Prozessen sozialen Wandels nicht mehr nur von den Ebenen eins und zwei, sondern primär von den Ebenen drei und vier aus agieren.

Eine Methode wie das „Presencing“ setzt – das dürfte hier erkennbar geworden sein – weitaus grundsätzlicher an als viele herkömmliche Methoden der Organisationsentwicklung und des sozialen Wandels, die auf rasche, konkrete Problemlösungen fokussieren und dabei oft unbemerkt Muster aus der Vergangenheit fortschreiben. Gleichzeitig aber ist „Presencing“ ganz auf die Praxis ausgerichtet. Neben Organisationen wie Unicef oder der Worldwide Fund for Nature, Unternehmen wie Unilever oder Nissan experimentieren inzwischen auch Einrichtungen wie das Österreichische Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur oder das deutsche Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie mit dieser Methode.

Wo sich jeden Tag deutlicher zeigt, wie wenig die bisherigen Rezepte noch funktionieren, ist offenbar die Zeit reif, mancherlei lange gemiedene oder ignorierte Schwelle zu überschreiten und gemäß dem – wir erinnern uns – indogermanischen *leith* zu Leiterinnen und Leitern in einem neuen Sinne, zu Trägerinnen und Trägern ganz neuer Wirkkräfte zu werden. Eben dies dürfte eine sehr bedeutende, wenn auch noch zu wenig beachtete Veränderung sein im Vergleich zu der Zeitkonstellation, in der Robert Jungk arbeitete.

In zukunftsfähige Formen des Menschseins wachsen

Natürlich muss Zukunftsfähigkeit auf den Gebieten der Technik, der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Politik verortet werden. Um dies aber tatsächlich zu erreichen, gilt es, von Grund auf, aber zugleich „in pragmatischer Hinsicht“ (Immanuel Kant) den Verursacher der derzeitigen problematischen Verhältnisse, den *anthropos*, neu in den Blick – oder genauer vielleicht in einen anderen Blick – zu nehmen. Und es gilt, allenthalben Methoden und Strategien zu entwickeln, die helfen, unsere *humana*, d. h. die spezifisch menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, allen voran das Denken, neu zu befragen und von da aus zu verwandeln.

Das ist es, was Ernst Friedrich Schumacher, ein anderer Pionier sozialen Wandels, der 2011 hundert Jahre alt geworden wäre, „die „Kultur des inneren Menschen“ nannte. In seinem bekannten Buch *Es geht auch anders. Technik und Wirtschaft nach Menschenmaß. Jenseits des Wachstums*, im englischen Original *Small is Beautiful* von Anfang der siebziger Jahre erklärte Schumacher, wohlgermerkt als Ökonom: Solange die „Kultur des inneren Menschen“, seine „geistige Natur“ vernachlässigt werde, bleibe die „Selbstsucht“ die dominierende Kraft – namentlich im Wirtschaftssystem.

Vor diesem Hintergrund sei hier als letztes Beispiel einer Strategie für nachhaltiges Wachsen – ein Wachsen hinein in zukunftsfähige Formen des Menschseins – das Soziale Plastik-Projekt „*University of the Trees (UoT)*“ vorgestellt.¹⁴

Von Shelley Sacks initiiert, bietet diese neuartige Universität einen informellen, nicht-institutionellen Rahmen, um angesichts weltweit kollabierender Systeme und Verhältnisse neue Formen des Wissens zu erkunden, miteinander zu teilen und zu praktizieren. Bei der *UoT* können alle, unabhängig von Alter und Status, Lernende und Lehrende sein. Doch sind insbesondere auch die Bäume Lehrer.

Im Zentrum der *University of the Trees* stehen Fragen von der Art, wie sie im vorliegenden Text weiter oben bereits angeführt wurden: Was ist Wissen? Wie erkennen wir die Welt? In welcher Beziehung stehen wir zu ihr?

Eine *University of the Trees* kann überall dort entstehen, wo Menschen mit derlei Fragen unterwegs sind. Die einfachste Form damit zu beginnen ist, an Bäumen ein Filzband mit dem Schriftzug „University of the Trees“ anzubringen. Die Bänder signalisieren: Hier ist die *UoT*, und wir sind in ihr. Auch genügen die Filzbänder, um einen Baum auf neue Weise wahrzunehmen, woraus ein „Bewusstheitsfeld“ entsteht: eine Art Arena, in der Prozesse eines vertieften Verstehens, Gespräche, Workshops oder Seminare zu anderen Formen des Austauschs und des Wissens stattfinden.

¹⁴ Vgl. www.universityofthetrees.org

Ein Beispiel hierfür ist das Soziale Plastik-Bodenseminar *Von ganz unten*, das in jeweils unterschiedlicher Form und Länge mit Akteuren aus der Landwirtschaft, in Schulen, in der Kunstwelt, mit Aktivisten aus NGOs, mit EntscheidungsträgerInnen sowie mit interessierten Gruppen jedweder Art durchgeführt werden kann.

Schon in der einstigen Weltsprache Latein gehörten ja *humus* und *humanus* zur selben Wortfamilie. Und unlängst erklärte der Kulturphilosoph Robert Harrison in seinem Buch *Gärten*, das Kultivieren des Bodens und das Kultivieren des Geistes seien nicht nur ähnliche, sondern „wesensgleiche“ Tätigkeiten.¹⁵ Gleichwohl gibt es kaum ein gesellschaftliches Bewusstsein für die existenzielle Bedeutung des Bodens als Grundlage von Fruchtbarkeit und Wachstum. So wie wir uns auch kaum jenes Raumes in uns selbst bewusst sind, in dem – ähnlich wie Mikroorganismen in der Erde – unsere Gedanken, Emotionen und Willenskräfte wirken. Dabei hängt, was immer wir in die Welt bringen, vom Zustand dieses inneren Raumes ab.

Bodenkunde und Landwirtschaft wissen von Humuszehrern und Humusmehrern. Was sind heute, analog dazu, Humanzehrern und Humanmehrern? Gibt es Formen des Denkens, die verhärten, auszehren, gar versiegeln, so wie chemische Substanzen, Asphalt und Beton es mit Erde tun? Was hingegen wären Formen des Wahrnehmens, des Denkens, des Sprechens und des Austauschs, die zu einer „Kultur des inneren Menschen“ als Humus einer Kultur der Nachhaltigkeit führen?

Von solchen Fragen aus erkundet *Von ganz unten* Ideen und Strategien wie beispielsweise das aktive Hören im Sinne Otto Scharmers, um Bildung für nachhaltige Entwicklung jenseits des Didaktischen in einer tieferen, nämlich epistemologischen Dimension zu verwurzeln und zur Entfaltung zu bringen.

Wegweisend dafür wie überhaupt für die *University of the Trees* ist das Prinzip „neue Organe des Wahrnehmens entwickeln“, was im hier vorliegenden Text schon im Blick auf das „Presencing“ anklang. Die Erkenntnis, dass es, um dem Lebendigen gerecht zu werden, neuer Organe der Wahrnehmung bedürfe, taucht mehrfach bei Joseph Beuys auf und geht auf Goethe zurück. Im Widerspruch zur damals bereits cartesianischen Wissenschaft befand Goethe, das Forschen primär auf maschinell-technischem Wege und genauso das bloß begriffliche Theoretisieren werde der Natur deswegen nicht gerecht, weil man sie so in ihrem dynamischen Ganzen und ihrem schöpferischen Werden verfehle. Wenn überhaupt etwas von der lebendigen Natur, dann lasse sich mit derlei Methoden allenfalls das Gewordene, mithin das bereits Vergangene (er)fassen. Um aber in Verbindung zu treten mit der schaffenden Natur in ihrem fortwährenden „Bilden und Umbilden“, wie sie in allen Phänomenen einschließlich des Menschen auf je eigene

¹⁵ Robert Harrison: *Gärten. Ein Versuch über das Wesen des Menschen*. München: Hanser, 2010, S. 56.

Weise zum Ausdruck gelange, brauche es, so Goethe, eine vollkommen anders geartete Annäherung – eine Methodik, bei der das Erforschen von Natur zugleich den Forschenden selbst ergreift und verwandelt, ihn verfeinert und selbst schöpferischer macht: „Ein organisches Wesen ist so vielseitig an seinem Äußern, in seinem Innern so mannigfaltig und unerschöpflich, dass man nicht genug Standpunkte wählen kann es zu beschauen, nicht genug Organe an sich selbst ausbilden kann, um es zu zergliedern, ohne es zu töten.“¹⁶

Wissenschaftliche Entdeckungen wie die der Quantenphysik geben uns heute Anlass, im Grunde die gesamte Erde wenn nicht als ein „organisches Wesen“, so doch als eine Art allverbundenen, lebendigen Zusammenhang zu denken. Diese unsere Welt zu „zergliedern“, sie zu verstehen mithin, ohne zu töten, sie bewahrend neu zu gestalten, sie sorgsam neu zu entwerfen, für „radikal andere Zukünfte“ jenseits herrschender Zerstörungsmechanismen einzutreten: dem hat Robert Jungk sich verschrieben, und darin ist er heute überaus aktuell. Immer mehr Menschen, so scheint es, stoßen in den gegenwärtigen Notlagen auf die „in jedermann schlummernde Schöpferkraft“¹⁷ und setzen sie tatkräftig im eigenen Auftrag, zugleich aber gemeinsam ein.

Lässt sich denn definitiv ausschließen, dass weniger aggressive, manipulative und technoide Lebensformen einmal gesellschaftsprägend werden?

¹⁶ Johann Wolfgang Goethe, in: Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. v. Erich Trunz, Neubearbeitung München: Beck, o.J., Bd. 13, S. 21.

¹⁷ Robert Jungk: Projekt Ermutigung, a. a. O., S. 92.